

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 62.

Donnerstag, 12. März.

1931.

Die vertauschte Lotosblume / Roman von Erica Grupe-Lörcher.

(11. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Da wuchs der Entschluß in ihm auf: zu desertieren. Ihre Kompanie fand Kameraden, die als Gefangene in die Hände der Araber gefallen, und die man geblendet, geschändet, ehe ein Tod sie erlöste. Ja, einige hatten die Feinde an Holzkreuzen buchstäblich gekreuzigt. Das war der grausame Triumph grausamer Anhänger des Islams gegenüber den spanischen Nachkommen, die einst die Mauren vor Jahrhunderten vom Boden Spaniens getrieben!

Die Waffenbrüderschaft mit französischen Truppen ermöglichte ihm den Plan. Bei einem unerwarteten Vorstoß der Araber vermischte sich ihre Kompanie mit französischen Truppen. — Es gelang ihm, inmitten des Rückzugs und allgemeiner Bestürzung über große Verluste in die französische Hafenstadt zu kommen.

In der Kantine einer französischen Kantinierre fand er Unterkunft. Er hatte sich gleich für den Rest seines Soldes Mädchenkleider gekauft und im Dunkel der Nacht sich umgekleidet, um seine Soldatenuniform unbeachtet ins Meer zu versenken. Madame Ramier war eine der gerissenen französischen Geschäftsfrauen, die von morgens bis abends auf dem Posten sind, eine Witterung für zugkräftige Waren und Dinge haben, sehr geringe eigene Ansprüche haben, und ihre steigenden Einnahmen mit dem Endziel beiseite legen: um in absehbarer Zeit Rentiere zu sein.

So wurde aus Juan eine Jeanne. Er war sehr anständig, gewandt, bis zur Magerkeit schlank, das Gesichtchen nicht jüngerling, sondern mädchenhaft. Keiner ahnte die Metamorphose. Er war so klug, sich hinter den Kulissen mit Geschirrspülen ihrer gut gehenden Wirtschaft zu beschäftigen und sich dabei all die Eigentümlichkeiten der Franzosen und Französinen abzugucken. Mit einer bei den Spaniern nicht häufigen Begabung erlernte er bald die französische Sprache und da sein ganz südlicher Typus dem südfranzösischen nicht unähnlich war, gelang es ihm, sich in der neuen Gestalt zu behaupten.

Die Hafenstadt war stets voll Unruhe, unaufhörlich landeten große neue Truppentransporte aus Marseille, und abgekämpfte Truppen kamen aus dem Innern, um ausgewechselt zu werden. So war Madame Ramier bald eine reiche Frau, und beschloß, nach Paris zurückzukehren, um nun etwas von ihrem arbeitsreichen Leben zu haben. Die fleißige angenehme junge Jeanne war ihr unentbehrlich geworden und förmlisch ans Herz gewachsen, und als Jeanne sie anflehte, sie doch mitzunehmen, erledigte Madame Ramier kraft ihrer Popularität und Beliebtheit sogar die Pässe und noch fehlenden Papiere, und Jeanne fuhr nun als „Begleiterin“ von Madame Ramier nach Paris.

Aber die gute Frau segnete bald das Zeitliche, vielleicht hatte ihr das heiße Klima von Algier zu sehr zugesetzt, und Jeanne stand vor der peinlichen Frage: wie sich ihr Brot als Mädchen weiterverdienen? Die Pariser waren aufgeweckte Leute, sie hatten scharfe Augen für alles, hatten ein loses Mundwerk, und würden ihr ihre Pseudorolle sicher schwerer machen, als die Leute von Algier. Da fiel Jeanne eines Tages

eine Annonce im „Petit Journal“ in die Augen, in der im Sanatorium für Nervenranke, in Erweiler am Fuße der Vogesen, ein Zimmermädchen gesucht wurde. Da auch der Teil jenseits der Vogesen seit dem Frieden französisch war, konnte Jeanne ohne Schwierigkeit dorthin gelangen und fühlte sich hier tatsächlich geborgener und unbeachteter, wo jeder der Insassen seelisch ein nicht ganz normaler Mensch war und es genügend absonderliche Individuen hier gab.

Die Selbstsuggestion, sich stets genau wie ein Mädchen benehmen zu müssen, hatte in Jeanne beinahe selbst die Überzeugung eingehämmert: tatsächlich ein Mädchen zu sein! Sie hatte während dieser letzten Zeit ruhig im süßen Frieden dieser Vogesenlandschaft dahin gelebt, ohne eigene Wünsche, in Erfüllung einer regelmäßigen, nicht anstrengenden Arbeit, froh, wenn sie persönlich unbehelligt blieb.

Jetzt aber in dieser Stunde am Lager dieser entzückenden jungen Frau kam es ihr zum Bewußtsein, daß diese seelische Monotonie künstlich erzwungen war und ihr Leben im Grunde ungeheuer inhaltslos machte. Arbeiten, um essen zu können —, war das ein Lebensinhalt?

Nur ein fernes, fernes Ziel schlummerte noch in ihrer Seele: einst die andalusische Heimat wiedersehen zu dürfen, einmal wieder die gütige Mutter umhassen zu können, einmal wieder unter dem sternbestickten Nachthimmel des Südens dem Klang des Fandango zu Castagnetten- und Gitarrenklang zu lauschen. Aber die Unmöglichkeit dieses Wunsches hatte die Sehnsucht fast verschüttet.

So wuchs ein neues Ziel jetzt langsam in ihr auf: dieses junge Frauenleben aus den Fängen zu lösen, die es hier umstrickt hatten! —

5. Kapitel.

Das Altbärle erwartete auf dem Straßburger Bahnhof das Eintreffen des Fernzuges München—Paris. Die große Bahnhofshalle war fast leer. Eine schneidende Kälte strich herein. Nur ein paar französische Soldaten, in der gefalteten mattblauen Tuchmütze der Poilus, warteten auf einen Anschluß nach dem südlicheren Colmar.

Er kämpfte mit einem Gefühl von übernächtiger Schlappheit nach der Ballnacht und einer prickelnden Unruhe über die Entwicklung dieser mysteriösen Vorgänge. Er hatte, nachdem die ungeheuren Umwälzungen im Elsaß in ihren Auswirkungen sich ziemlich verlaufen, ein behäbig-zufriedenes, sehr auskömmliches Dasein geführt, wie es der Stedelsburger Bürger liebt, der sich nirgends vordrängt und keine Politik treibt. Jetzt aber wurde er wachgerüttelt. Er empfand sehr deutlich den Wunsch, dem einstigen Schulfreunde jeden nur möglichen Gefallen zu erweisen und fühlte, wie tief und wahr doch die Jugendfreundschaft zwischen ihnen gewesen war. Er war sogar im Begriff, Hansfried eine gute Position hier im Lande zu verschaffen, da er auf dem Herwege vorhin ein Zusammentreffen mit einem einflussreichen Straßburger Bekannten gehabt.

Die brausende Einfahrt des Zuges riß ihn aus

seinen Gedanken. Aus dem ersten Waggon zweiter Klasse sprang jetzt Hansfried, der einer ihm nun folgenden jungen Dame die Hand zum Aussteigen bot. — „Nun, hat's in Karlsruhe mit dem französischen Bismarck noch geklappt?“, fragte das Albarle nach der gegenseitigen Begrüßung.

„Ja. Aber es handelte sich um Minuten. Fräulein Luitgard und ich sind schon sehr früh nach Karlsruhe über gefahren. Hast du inzwischen irgend etwas erfahren können, Albarle? Bei der Kürze der Zeit wohl kaum!“

„Und bei der Kälte ist erst recht alles verschlafen. Wir fahren jetzt vor allen Dingen erst zur „Magnolien-Villa“ hinaus. Ich habe gleich zur Vorsorge ein Auto mitgebracht.“

Der Wagen schoß auf dem nächsten Wege, das Zentrum vermeidend, zur Ruprechtsauer-Allee hinaus, in deren Villen und Gartenhäusern jetzt französische Offiziere und französische Beamte die Nachfolger von deutschen Professoren und Offiziersfamilien waren. Am Ende der langgestreckten hübschen Promenade stand als Grenze zum freundlichen Ruprechtsauer Vorort und großen Gärtnereien und Bauerngrundstücken das Festungstor der einstigen Stadumwallung vor 1870. Zur Rechten zog sich eine Allee mit sehr alten hohen Bäumen hin, die durch langgestreckte Gartenmauern einen Eindruck von Stille und einsamer Verlassenheit machte.

Das Albarle sah bereits am Festungstor vornübergebeugt, um in gegebenem Moment den Chauffeur durch Anklopfen an die Glasscheibe zum Halten zu veranlassen. An einer Stelle, in der keine Villen lagen, sondern schwere Eisentore in die Erdwälle führten und militärische Vorratskammern abschlossen, hielt der Wagen.

„Dort liegt die „Magnolien-Villa“,“ sagte der Elsäßer dann halblaut, „wir legen das Stückchen besser und unauffälliger zu Fuß zurück.“

Hansfried sah sehr genau auf alle Einzelheiten des Weges. Gestern morgen hatte es geschneit. Sowohl der Fußweg, wie der Fahrweg, zeigten wenig Spuren von Verkehr. „Hier in der Mitte sind frische Spuren von Autoreifen“, sagte Hansfried, und das Albarle meinte: „Aus dem Garten führen Spuren hinaus, zum Fahrweg — schau, — und das Auto ist von dort gekommen und nach dort weitergefahren!“

Luitgard folgte schweigend und mit großer Aufmerksamkeit. „Wenn die arme Feliza wirklich hierher gebracht wurde, — und jetzt schon wieder weitergeschleppt ist —?“, dachte sie mit einem feinen, unklaren Ahnungsvermögen, das ihr bei eigenartigen Erlebnissen mit einer oft untrüglichen Sicherheit den Weg wies.

„Das Gartentor ist offen!“, sagte das Albarle sehr leise, als die nur eingeklinkte Gartentür nachgab. Absichtlich schritten sie sehr schnell und ohne sich zu unterhalten durch den Vorgarten ins Haus. Albarle Hau-eisen war als halberwachsener Knabe einmal im Auftrag seines Vaters hier im Hause gewesen, um eine Bestellung abzugeben. Jetzt sollte die allein hier lebende Witwe reichlich sonderlich sein und reichlich menschenscheu. — Man sprach in der Stadt gelegentlich von der „Magnolien-Villa“ als von einem reichsam verwünschten Hause. —

Er schritt auf eine dem Hauseingang gegenüberliegende Tür zu und alle Drei standen gleich darauf in dem bürgerlich-schlichten Speisezimmer des Hauses. Eine offene Tür zur Linken ließ köstliche Düfte von gebratenem Fleisch hereindringen. Man hörte das Klappern von Kochtöpfen und dann das Aufschütten von Herdfehlen. Das Albarle ging schlankweg durch das große Zimmer, während die weißgeputzten breiten Holzdiele unter seinen Schritten knakten.

Mit einem lauernden Blick des halbgekauften Kopfes stand Madame Spitzle und wartete der Dinge, die nun kommen sollten. Denn gemäß ihrer anbefohlenen Rolle als „Taube“ durfte sie ja vom Eintritt nichts hören. Wer kam? Als der eine der beiden Ausländer, bald nachdem er die schlafende Dame mit seinem Rol-

legen oben ins Zimmer gebracht, ihr die vereinbarte ansehnliche Geldsumme aushändigte und eine Weiterreise antrat, hatte er ihr noch eingeschärft: vor allen Dingen auf irgendwelche möglichen Fragen keine Antwort zu geben! Sie solle mit Umsicht und Konsequenz ihre Rolle als Taube durchführen. Im übrigen sei eine Belästigung oder Nachfrage bei ihr höchst unwahrscheinlich. Die ganze Affäre sei überhaupt so eingeschädelt, daß kaum Nachfrage bei ihr kommen, noch Spuren zu ihr führen würden.

Deswegen stieg ihr schnell anwachsendes Gefühl von Unsicherheit und Bellemmung, als zwei Herren und eine Dame zu ihr in die Küche traten.

„Sie werde uns jetzt gleich zu der Dame führen, Madame Spitzle, die heute nacht in Ihr Haus gekommen ist!“, sagte das Albarle mit der Sicherheit eines Detektivs. Sie ging ins Speisezimmer, holte einen Schreibblock heran, den ihr Don Basilio absichtlich zurückgelassen hatte, und schrieb: „Schreiben Sie mir auf, was Sie von mir wollen!“

Als das Albarle seine Forderung wiederholte, zuckte sie die Achseln. Daraufhin schrieb Hau-eisen den Befehl: „Sie werde uns jetzt im ganzen Haus herumführen!“

Da er auch schriftlich sie mit ihrem Namen anredete, wuchs ihr Unbehagen in der Vermutung, daß er sie kenne, und sie wagte nicht, Zimmer zu unterschlagen, in der Sorge, er könne hier im Hause auch mit den Räumlichkeiten bekannt sein.

Sie begann mit zwei großen Schlüsselbündeln die Räume aufzuschließen, die fast alle verschlossen schienen. Lauter stille, gleichsam gestorbene Zimmer, mit einem verblähten Louis-Quinze-Salon, der zur Tradition eines guten Elsäßer Bürgerhauses gehörte. In Hansfried wuchs das Mißtrauen. Sein Blick für die Gesichtssprache anderer Menschen war im Kampf ums Dasein draußen im Ausland geschärft und wach geworden. Er merkte dem Weibe die Unsicherheit und das böse Gewissen an.

Als sie in das obere Stockwerk stiegen, nahm er dem Weibe kurzerhand das zweite Schlüsselbund ab und begann nun selbst die Türen zu öffnen, denn er argwöhnte, daß sie scheinbar Türen aufschloß, die im Grunde garnicht verschlossen waren. Richtig gab draußen die zweite Zimmertür schon nach, als er den Griff herabdrückte. Er stieß sie rasch auf. Man sah ein Schlafzimmer, dessen Bett benutzt gewesen war. — Unwillkürlich wechselte er einen Blick mit Luitgard.

Das Weib deutete jetzt durch eifrige Bewegungen an, daß sie hier schlafe. Aber Hansfried, der dem Weibe den Rücken drehte, mahnte das Albarle durch einen Blick aufzupassen, weil er ihr nicht glaube. Deswegen winkte Albarle das Weib nach dem Fenster hin, um den andern Weiden Gelegenheit zu einer genaueren Durchsichtigung zu geben. Hansfried öffnete den Schrank, den er leer fand — ein Beweis von der Lüge dieses Weibes, sie habe hier ihr Schlafzimmer — und betrachtete den altmodischen Waschtisch.

Luitgard aber trat unwillkürlich ans Bett. Sie ging einem unmerklich feinen, ihr aber so wohlbekannten Dufte nach, als sie sich nun über das Lager näher herabbeugte. Aberall lag dieses Parfüm von herben wilden Myrthen, das so berauschend war, um nie mit andern verwechselt zu werden!

(Fortsetzung folgt.)

Viele Bäume müssen sterben in diesen Tagen . . .

Viele Bäume müssen sterben in diesen Tagen.

Sie sinken nieder, ohne zu klagen.

Sie neigen schweigend ihr dürres Geäst,

Und die zischende Säge frisst sich fest

In ihr weiches Gebein . . .

Es muß wohl so sein:

Damit es Frühling wird auf Erden,

Muß Raum den Jungen geschaffen werden . . .

Hans Gaisen.

Amulett und Talisman.

Amulette sind dergleichen auf Papier geschrieb'ne Zeichen." Das ist von Goethe und steht im „Westfälischen Diwan". Und dennoch sind Amulette nicht nur auf Papier geschriebene Zeichen, sondern meist sind es am Körper getragene Anhänger als Schutzmittel gegen Unheil, Krankheit und Zauberei. Sie haben sich aus der vorgeschichtlichen Zeit bis auf den heutigen Tag erhalten. Im Mittelalter, als während der Kreuzzüge eine ganze Reihe von orientalischen Einflüssen nach Europa wanderten, wurde für das Amulett, das aus dem mittelalterlichen Griechisch in das Arabische übergegangene und dann von uns übernommene Wort Talisman geprägt. Der Talisman ist im Gegensatz zum Amulett immer an ein Objekt gebunden, das heißt, irgendein Gegenstand ist der betreffende Talisman, während das Amulett auch ein Spruch sein kann, den man beim Erscheinen der bösen Geister herzaute.

Die älteste Form des Talisman ist zweifellos die in Asien, später in Griechenland und Italien, der vorgeschichtlichen Zeit geübte Nachbildung des Scarabäus-Käfers, der zum Teil als wertvolle Gemme, meist aus Karneol, hergestellt und als Schutzmittel gegen Unheil an einer Kette um den Hals oder als Ring am Finger getragen wurde. Diese zum Teil heiligen Ringe finden wir auch heute noch bei den arabischen Stämmen der Kistabulen in Nordafrika. Die einfachste Form des Talismans ist die, nach der jeder von uns einmal gesucht hat, nämlich das vierblättrige Kleeblatt, das Glück bringen soll. In zweiter Linie folgt erst das Hufeisen, das aber nur dann als Talisman gelten kann, wenn es von einem Pferd verloren und in zerbrochenem Zustand gefunden wird. Heute finden wir den Talisman in den verschiedensten Formen als Kröten, Schlangen, Ketten, Atrawurzel, Wermut usw.

Bekannt ist, daß die Königin von Spanien ihr Amulett immer bei sich trägt und sich niemals von ihm trennen will. Das ist ja auch das Wesen des Talismans, daß man ihn



Das Amulett einer Königin.

Dieses kostbare Schmuckstück ist im Besitz der Königin von Spanien, die es stets bei sich trägt.

nicht dann aus der Schublade holt, wenn man sich in Gefahr wähnt, sondern daß man ihn immer bei sich hat. Die modernen Auswüchse des Aberglaubens, so weit er Amulett und Talisman betrifft, sind einfach Spielereien. Fast jeder Fußballklub hat seinen Talisman, meist irgendeinen kleinen Stoffaffen, der vor Beginn des Spiels ans Tor gehetzt wird und angeblich die Bälle abwehren soll. Jeder Rennfahrer hat seinen Talisman am Auto, entweder vorn am Kühler oder hinten am Fondfenster. Es gibt Leute, die niemals ausgehen, ohne einen Kupferpfennig bei sich zu tragen. Auch das Bleigießen an Silvester gehört hierher, denn die kleinen Figuren, die man gießt, sollen ja irgend eine Bedeutung haben und unter Umständen Glück bringen oder Schutz gewähren. Auf dem Lande ist übrigens der Glaube an Amulett und Talisman noch sehr groß, zum Teil werden derartige Anhänger seit Jahrhunderten vererbt, und im Orient wird seit mehr als tausend Jahren ein schwunghafter Handel mit derartigen Dingen getrieben, der ebenso wie der Aberglaube schwer auszurotten sein wird.

Der Veilchenausflug.

Von Wilhelmine Balthesier.

Herr Bobsheim kommt nach Hause. Draußen scheint schon Frühlingssonne. Herr Bobsheim legt den Arm um die Schultern seiner Frau. Sie sieht ihn verwundert und nicht eben entzückt an. Was ist denn los? Warum ist Bobsheim heute zärtlich? „Was hast du, Bobsheim?“ fragt sie und betrachtet ihn besorgt. Sie nennt ihn immer nur bei seinem Familiennamen, während er, obwohl hierfür nicht die geringste Veranlassung besteht, sie immer Engelchen ruft.

„Engelchen,“ sagt er also mit weicher Stimme, „es ist Veilchenzeit, weißt du das überhaupt hier in deinen vier Wänden? Ich möchte so gern mit dir einen Veilchenausflug machen! Wir reisen heute gleich nach Tische, sind nachmittags in L., und bleiben bis Montag früh dort. Magst du?“

Frau Bobsheim zieht die Stirn kraus. „Einfälle hast du! Ich habe doch gerade damit angefangen, Winterjachen einzumotten! Ich kann das doch nicht mitten in der Arbeit stehen lassen!“

„Emma ist doch da!“

„Emma! Glaubst du, ich überlasse solche wichtigen Arbeiten einem Hausmädchen?“

„Dann soll eben alles liegenbleiben, bis wir zurückkommen! Ich will den Veilchenausflug machen, und damit basta! — Ich möchte einmal wieder echten Frühling riechen, einmal wieder Veilchen pflücken wie vor zwanzig Jahren, Engelchen! Weißt du noch?“

„Der Frühling steigt dir zu Kopf, mein Lieber!“

„Dir wird er auch zu Kopf steigen, Engelchen, wenn du ihn erst richtig siehst. Hier in der Stadt ahnst du ihn nicht einmal! Du mußt hinaus. Willst du? Schnell, sag ja!“

„Also, zum Kuckuck: ja!“ schreit „Engelchen“.

L. ist ein Ort mit einem einzigen Gasthof und in herrlichster Gebirgsgegend. Das Zimmer, das sie bekommen, enthält gerade das Nötigste, was zwei Menschen brauchen. Gleich beim Eintritt geht Engelchen zu den Betten hin und inspiziert genau deren Weichheitsgrad und Sauberkeit, wobei sie alles mit vorichtig spitzigen Fingern ansieht. „Nicht übermäßig rein!“ stellt sie fest.

Bobsheim steht schon am Fenster. Jubelnd bricht es aus ihm hervor: „Diese Aussicht! Schau den Berg dort, du! Schau! Wie herrlich ist das!“

„Ja! Ganz herrlich ist es hier! Eben fing ich eine Wanze, die übers Bettzeug kroch!“ sagt in der Zimmertiefe die zürnende Stimme Engelchens.

Er wendet sich langsam um. „Hm... Aber schließlich macht das nichts! Komm zu mir her! Vergiß die Wanze! Schau mit mir hinaus... Ein prächtiger Höhenzug da vor dem Fenster! Nicht? Zu diesem gewaltigen Berg dort in der Mitte gehört ein wichtiger Name. Ich will mal in der Karte nachsehen!“

Er breitet die Karte aus. Sie mustert unterdessen anstatt der Landschaft die zusammengekrachten Gardinen, die nicht vollkommen genug gewaschen sind.

Er liest von der Karte ab: „Die Nase.“

„Was für eine Nase?“ fragt sie.

„So heißt der Berg,“ sagt er mit gedrückter Stimme.

Sie lacht: „Alles in diesem Ort ist so unappetitlich!“

Er senkt. Die Wirtin klopf. Sie werden zum Essen gerufen.

„Die Treppe ist mindestens vier Wochen lang nicht gescheuert worden!“ sagt Engelchen, als sie hinuntergehen.

Die Suppe wird gebracht. Frau Bobsheim streckt den Hals vor.

„Da schwimmt ja eine Fliege!“

Aber Herr Bobsheim hat irgendwie seine helle Laune wieder bekommen. „Schau, Schatz, das ist wirklich kein Unglück! Mache dir doch nichts daraus! Wir Menschen sind doch wirklich komisch! Dem eigentlich ist es ein Unfug unserer Kultur, daß wir das Fleisch von Ochsen oder Schweinen oder gar Froschschenkel als appetitliche Speise betrachten, aber Fliegenfleisch angeekelt ver-schmähen. Lauter Vorurteile!“

„Öhr mir mit deinen unappetitlichen Weisheiten auf! Ich wollte, wir wären endlich wieder zu Hause!“

„In unserem nüchtern-hygienischen Heim!“

„Du bist etwas merkwürdig, Bobsheim! Ich glaube wirklich, der Frühling bekommt dir nicht!“

„Oder dir bekommt er nicht! Du freust dich kein bißchen über diese Reise, du nörgelst bloß! Wozu habe ich da das Reise-geld ausgegeben?“

„Weiß ich's? Es war dein Wunsch, nicht der meine!“

„Ich weiß! Du hättest lieber eingemottelt!“

Frau Bobsheims Hausfrauenleidenschaft fäht sich gekränkt. Sie schweigt beleidigt.

Aber den Tisch hinweg fäht er ihre Hand. „Warum schmolst du? Bin ich die tote Fliege? Oder gar die Wanze?“

„Öhr doch endlich mit dieser graulichen Menagerie auf!“

„Na, daheim kann sowas doch auch mal vorkommen!“

„Daheim? Bei uns? Du wirst doch nicht behaupten wollen, daß bei uns derartiges je vorgekommen ist! Wo ich doch so genau —“

„Weiß schon! Du bist eine Prachtwirtin!“ sagte er milde abwehrend.

„Du brauchst das gar nicht so gequält zu äußern! Es ist dir lästig, daß ich eine so genaue Hausfrau bin, ich weiß es. Du hättest lieber eine Frau, die den ganzen Tag wissenschaftliches Zeug steif, Sport treibt, mondän tut —“

„Wollen wir nicht spaziergehen? Wozu sind wir denn eigentlich hier?“ unterbricht er sie.

Sie gehen über die Landstraße hinweg in die Tiefe frühlingshafter Wälder.

„Ist das nicht wunderschön?“ fragt er und sieht sie an.

„Nun ja. Die Natur, die von dir so vielgepriesene, ist ja ganz nett und angeblich auch gesund. Aber Müllers sind sicher beleidigt, daß wir den Kaffeemittag so im letzten Augenblick absagten!“

„Was gehen mich Müllers und der Kaffee an! Hier sind Beilschen!“

Herr Bobsheim pflückt Beilschen. Sie steht und schaut ihm zu.

„Wißt du nicht auch pflücken?“ fragt er und sammelt eifrig.

„Nun“, sagt sie. Fällt ihr gar nicht ein.

„Wenur's Spinat wäre, würdest du dich schon bücken!“ Seine Stirn rötet sich zornig, während er es sagt.

Sie hört nicht auf ihn; sie steht und schaut gedankenverloren über ihn hinweg in die dunkelnde Tiefe des Waldes. Nach einer Weile blickt er auf. Dieses Verlorenen in ihren Augen! Vielleicht ist ihr in diesem Augenblick doch die hohe Liebllichkeit der Natur aufgegangen, vielleicht kommt die Weichheit ihres Wesens wieder, jene Weichheit, die ihn seinerzeit so sehr zu ihr hinzog!

„Engelchen, woran denkst du gerade?“ fragt er zärtlich und reicht ihr die Beilschen.

„Ob wir die Wägen nicht etwa in unsere Wohnung einschleppen werden?“

Da steht Herr Bobsheim auf und pflückt kein Beilschen mehr. Früher, als es bestimmt war, bereits am Sonntagabend, kommen sie heim.

Ein Löwenschicksal.

Skizze von Paul Schlenzka.

Vor den beiden großen Felsen, die mitten im dichten Busch eine Höhle bildeten, lag die große Löwin und nährte ihr Junges, einen allerliebsten runden Ballen wolliger, gelber Haare mit großen, schwarzen Flecken. Sie hatte sich in der warmen Sonne auf die Seite gelegt und hielt mit der großen Tasse ihr einziges Kindchen fest, als befürchte sie, eine unsichtbare Macht würde ihr auch noch dieses letzte der kleinen Wesen rauben.

Drei so kleine wollige Ballen bildeten einst den Stolz und die Freude der Eltern. Aber das Jahr war dürr und trocken, das Wild wechselte viele Kilometer nach Norden, und so kam es, daß die Löwin, selber unterernährt, nicht genügend Milch hatte, um drei hungrige kleine Wesen zu stillen. Dann kam plötzlich ein kalter Regen, und die Jungen erkrankten. Nur Simba, der stärkste, blieb übrig. Die zwei Töchterchen starben.

Die Löwin wußte nicht, was ihren beiden Kinderchen zugestoßen war, denn den Tod kannte sie nicht. Unermüdlich ging sie neben den beiden leblosen Körperchen auf und ab, winselnd und wimmernd. Hin und wieder blieb sie stehen und stieß mit der Schnauze die kleinen wolligen Ballen an, um sie aus dem Schlaf zu wecken, aber sie wollten nicht aufwachen. In dumpfer Ahnung, daß etwas Furchtbares geschehen sei, hob sie den Kopf und brüllte ihren Schmerz zum Himmel.

Dann nahm sie behutsam die leblosen Körper einzeln zwischen die Zähne und trug sie etwas abseits von der Höhle. Sie beleckte ihre Taten noch einmal und lehrte zum letzten der kleinen Wollballen zurück, der ihr geliebten war. Ihr ganzes Herz gab sie nun dem kleinen Simba und hütete ihn wie ihr Leben. Ihr Gefährte, der große, schwarzmähnige Löwe, war nicht zurückgekehrt. Zwei Tage vorher hatte er eine große Antilope geschlagen und zur Höhle geschleppt. Dann war er auf neue Jagd ausgezogen. Nun lag die Löwin mit halbgeschlossenen Augen und träumte von der Rückkehr ihres mächtigen Herrn und von dem arten Fleisch, das er bringen würde.

Plötzlich hob sie den Kopf. Ein kaum vernehmbares Geräusch war ihr zu Ohren gedrungen. Sie spitzte die Lauscher und wartete auf eine Wiederholung. Dann prüfte sie den Wind mit zitternden Nästern. Es wehte nur ein leiser Hauch, doch ihre geübten Ohren und Nästern sagten ihr deutlich, daß sich etwas auf sie zu bewegte. Immer näher kam das fremde Wesen, und die Löwin, unruhiger werdend, legte sich auf den Bauch. Dadurch entzog sie dem Kleinen die Nahrung. Ärgerlich ob dieses unsanften Schlusses seiner Hauptbeschäftigung, fing Simba an, seinen Protest in kurzen, sich überschneppenden Lauten kundzugeben, doch ein wildes Knurren der Mutter brachte ihn sofort zum Schweigen. Die Löwin sprang auf und starrte auf den Busch vor sich.

Da trug ihr der Wind Bitterung zu. Aus dem Gesicht einer hangenden Löwenmutter wurde plötzlich die wilde, zähneflet-

schende Frage der wütenden Bestie. Sie hatte einen Menschen gewittert. Regungslos stand sie da, mit weit offenem Rachen, und peitschte nervös mit ihrem langen Schweif den Sand. In der Sprache ihrer Gattung gab sie dem Kleinen zu verstehen, er solle sich hinlegen und warten, da sie gleich zurückkäme. Dann schlich sie geräuschlos mit gebucktem Körper in den Busch, entschlossen, den Störenfried zu stellen.

Aber der kleine Simba war ungehorsam. Auch er hatte den Menschen gewittert. Zwar wußte er nicht, was das für ein Wesen war, aber wie der Geruch sagte, mußte es ein Feind sein. Die wolligen Haare auf seinem kleinen Rücken sträubten sich, sein kleiner Rachen stand weit offen, und mit gurgelnden Lauten begann er tolpatschig seiner Mutter zu folgen. Auch er wollte dem Feind zu Leibe gehen.

Vor der Höhle lag dichter Busch, durch den sich die Großtaten im Laufe der Zeit einen tunnelartigen Gang gebahnt hatten. Erst als die Löwin aus diesem Gang trat, sah sie den Gegenstand ihres Hasses, einen schwarzen Krieger. Zu einer anderen Zeit hätte sie sich nicht um den Menschen gekümmert, sondern ihn vorbeigehen lassen oder wäre davongeschlichen. Heute aber war sie wild, in größter Sorge um den letzten ihr gebliebenen Sprößling. Wie ein Pfeil stieß die wütende Rage mit weit aufgerissenem Rachen auf den Schwarzen zu. Es blieb ihm kein Ausweg, er mußte kämpfen. Ehe er noch weiterdenken konnte, sprang die Löwin. Da stieß er ihr seinen schweren Speer mit aller Kraft mitten in das Herz.

Durch die Wucht des Sprunges stürzten die beiden Kämpfer. Ihre Muskeln zuckten noch eine Zeit lang, dann lagen sie beide still. Die Löwin hatte mit ihren furchtbaren Zähnen den Schädel des Schwarzen zertrümmert. Mit fragenden, neugierigen Augen stand Simba da und sah diese erste große Katastrophe seines jungen Lebens. Nun wollte er zu seiner Mutter, aber die natürliche Furcht vor dem Menschen, der neben ihr lag, hielt ihn zurück. Dann fing er an zu wimmern. Er wußte, dieses Wimmern brachte stets sofort die Mutter an seine Seite. Doch diesmal rührte sie sich nicht, sie hob nicht einmal den Kopf, um ihn anzusehen. Er konnte gar nicht verstehen, was geschehen war. In seiner Angst und Verlassenheit fing er an zu heulen. Endlich faßte er Mut, schlich an die Seite der toten Löwin und beschnupperte sie. Sein Heulen und Wimmern wurde stärker. Er schlug mit seiner kleinen Tasse auf den Kopf der Leblosen, sie rührte sich nicht. Da überkam ihn das Gefühl, seiner großen starken Mutter sei etwas Unfassbares geschehen. Er drückte sich fest an die noch warme Leiche und heulte sich in den Schlaf.

Die Sonne hatte sich schon weit nach Westen geneigt, als Simba jäh durch lautes Reden aus dem Schlummer geweckt wurde. Vor ihm standen zwei weiße Männer und eine Anzahl Schwarzer. Er sah, wie die Neger an einer langen Stange einen großen Löwen trugen, seinen Vater, der den beiden Jägern zum Opfer gefallen war. Plötzlich ließen die Schwarzen ihre Last fallen, und mit dem Schrei „Simba, Simba!“ stürzten sie sich auf ihn. Aber er gab sich so leicht nicht gefangen, kratzte und kämpfte wütend um seine Freiheit.

Doch was nützte es dem kleinen Kerl, er unterlag doch. Hungerig und matt kam er in den Besitz der weißen Jäger. Dann begann für ihn ein neues Leben. Tage- und wochenlang zog er mit der Karavane der Kiste zu. Zuerst verweigerte er jede Nahrung. Später, als er sich an seine Umgebung gewöhnt hatte, wurde er von einer großen Hündin genährt. Schließlich brachte ihn ein Dampfer nach Europa. Er war gerade acht Monate alt, als seine lange Reise zu Ende ging und mehrere Männer ihn in einen großen Käfig trugen.

Jahre vergingen. Simba wuchs heran und wurde ein prächtiger, schwarzmähniger Löwe, der Stolz des Zoos.

Nachts auf der Brücke.

Die Sterne tauchten ihre goldnen Hände
Sacht in der dunklen Flut Vorüberseilen,
Es schrieb der Mond die murmelnde Legende
An Brückenrand mit krausen Silberseilen.

Die nahe Stadt warf Lärm von Markt und Gasse
In dumpfen Schlaf der steinernen Tritonen,
Um ihre Häuser wob das nebelblasse
Verirrte Leuchten schwankte Schattentronen.

Und auf dem Wege zwischen Klang und Stille,
— Gebannt vom Sphärenlied der Zeitenlosen, —
Trug deine Hand, wie froher Tageswille,
Den vollen Strauß der hellen Sommerrosen

Vorbei am Brückenbild der Nereiden,
Aus bunten Gärten in den dunklen Frieden.

Herta Kanner.